

Wir sind uns selber in die Hände gefallen

In der Konstruktion und Destruktion von Risiken erschafft und verwandelt sich die Menschheit immer wieder neu – stets begleitet von der Möglichkeit des Scheiterns. Was jedoch als Risiko zu gelten hat, darüber besteht in der Wissenschaft keine einhellige Meinung. Vier Bemerkungen zum Stichwort «Risiko».

VON GEORG KOHLER

I. Erwartungen an die Zukunft

Man beschäftigt sich mit «Risiken», um diese bestimmter zu erkennen und um mit ihnen «fertig zu werden»; um sie, im Wortsinne, «unschädlich» zu machen. Was «Risiko» generell bedeutet, scheint einfach und klar: Ein potenzielles Ereignis mit unerwünschten Wirkungen. Näher betrachtet wird die Sache allerdings bald unübersichtlich: Denn «es gibt offensichtlich keinen einheitlichen wissenschaftlichen Risikobegriff, der dem alltagsweltlichen Begriff von Laien gegenübersteht. Grenzziehungen verlaufen dabei nicht allein zwischen Alltagswelt und Wissenschaft, sondern, wie genauere Betrachtung zeigt, auch zwischen und sogar innerhalb der verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen», wie es in einer Publikation der Bayrischen Rück aus dem Jahr 1993 zum Thema Risikowahrnehmung heisst.

Einige Konzeptualisierungsprobleme sind rasch genannt: Welches ist eigentlich der allfällige Schaden, der ein Risiko zu einem solchen macht? Wo beginnt er, wo hört er auf? Welche Folgen und Nebenfolgen sind zu berücksichtigen – welche nicht (mehr)? Wie werden die Wahrscheinlichkeiten definiert, die bei derartigen Abschätzungen zu berechnen sind?

Weiter: Welches Sein haben «Risiken» überhaupt? Sind sie wirkliche Entitäten

oder bloss mögliche? Sind sie objektive oder relationale Dinge? Sind sie so gegeben wie die Tatsachen der Naturwissenschaft, oder sind sie mindestens ebenso sehr das Produkt von sozialen Wertungen und individuellen Interpretationen? Und: Was bedeutet das Faktum, dass es sehr stark differieren kann, für wen Risiken als solche bewusst werden – und für wen nicht? Was heisst es für Dritte (beispielsweise die Medien), solche Diskrepanzen festzustellen? Muss dann nicht noch einmal eine eigene Risikobewertung begonnen werden? Dies im Hinblick auf die Frage, ob es richtig ist, die Öffentlichkeit zu alarmieren.

Denkt man ein bisschen über die Bedeutung von «Risiko» nach, dann wird schnell ersichtlich, dass es Risiken nicht einfach «gibt», sondern dass sie abhängig sind von denen, für die sie Risiken sind. Das zeigt sich, wenn der Begriff «Risiko» in seiner grundlegenden Struktur analysiert wird. Wie gesagt: «Risiko» bezeichnet die Möglichkeit, dass etwas nicht so sein wird, wie man es – aus irgendwelchen Gründen – erwartet. Erwartungen sind also, erstens, die Bedingungen, damit überhaupt so etwas wie Risiken festgestellt werden können, und Erwartungen sind, zweitens, die Vorgaben, die inhaltlich bestimmen, was uns als Risiko erscheint oder erscheinen kann und was nicht.

Um Risiken zu definieren, müssen wir immer zuerst die Erwartungen untersuchen, die wir bezüglich der Zukunft hegen, genauer: bezüglich einer je bestimmten Zukunft, wie sie sich je aus der Perspektive eines bestimmten Handlungssystems darstellt. In jeder (und erst recht in einer komplexen) Gesellschaft sind Erwartungen freilich selten konform, sondern normalerweise kontrovers. Meistens entsteht ja schon ein Streit darüber, was man überhaupt erwarten darf und soll; beispielsweise ob es sinnvoll ist oder nicht, sich auf hoch unwahrscheinliche, im Eintretensfall aber ausserordentlich schwer wiegende Risiken einzustellen; ob man von einer Leitungsbehörde erwarten darf, im Fall einer nach aller bisherigen Erfahrung sehr überraschenden At-

Dr. Georg Kohler ist ordentlicher Professor für Philosophie, mit besonderer Berücksichtigung der politischen Philosophie an der Universität Zürich.

tacke der organisierten Weltöffentlichkeit sofort medienpraktisch erfolgreich zu reagieren. Kurz: Das Gegebensein von «Risiken» wird nicht zuletzt dadurch definiert, ob es gelingt, sich auf die Relevanz bestimmter Erwartungen zu einigen.

II. Leben ist lebensgefährlich

Risiken «gibt» es nur und insofern, als es Menschen gibt. Und das Umgekehrte gilt genauso: Sterbliches Dasein, das sich seiner selbst bewusst ist, ist ständiges Risikomanagement. Oder noch kürzer: Leben ist immer lebensgefährlich.

Alles, was wir als Kulturleistung kennen, hat mit diesem Sachverhalt zu tun – von Kleidung und Behausung über Aktiengesellschaft und Kapitalzins bis zur Dichtung und dem religiösen Erlösungswunsch. Es sind Emanationen des menschlichen Umgangs mit einer schwankenden Gegenwart und einer unsicheren Zukunft. Keine prinzipielle Untersuchung anthropotypischer Seinsweisen ist ohne Bezug auf das Thema «Risiko» möglich. Weshalb «Vater unser, gib uns heute unser täglich' Brot ...» gebetet wird und worum es dabei letztlich geht, ist unverständlich, wenn wir die Bitte an den Allmächtigen nicht als eine besondere Form von Risikoverarbeitung begreifen. Das Besondere dieser Variante von Risikobewältigung ergibt sich aus dem Vergleich mit einer andern Antwort auf das Problem, grosse, für die Einzelnen unkontrollierbare Unsicherheitslagen beherrschbar zu machen: Aktiengesellschaften und Versicherungssysteme bündeln die begrenzten Kapitalien vieler und machen damit für das Individuum irdisch kalkulier- und tragbar, was es sonst nur im Rückgriff auf den Glauben an himmlische Instanzen auszuhalten vermag.

Wo immer der anthropologische Blick sich auch festmacht, er findet das Menschliche als kristallisierte Antwort auf das Problem sterblich-endlich am Leben zu sein und zu bleiben. Beispielsweise bei der Spaltung der Menschheit in «Herren» und «Knechte», in Begünstigte und Beladene. «Herr» wird nur, so Hegel in seiner «Phänomenologie des Geistes», wer es im Kampf auf Leben und Tod riskiert hat, sich ganz aufs Spiel zu setzen. «Knecht» wird, wer nicht bis zum Äussersten geht. Er bezahlt seine Vorsicht durch Unterwerfung. Doch damit ist die Geschichte nicht zu Ende.

Der siegreiche «Herr» beutet den «Knecht» aus und verlässt sich auf dessen Dienste. In der alltäglichen Besorgung der Welt wird dieser aber klüger und stärker, als der «Herr» es je gewesen ist. Und irgendwann drehen sich die Verhältnisse. Der «Knecht» kündigt den Gehorsam; nicht tollkühn und wagemutig, sondern in der Gewissheit, das Risiko endlich kontrollieren zu können. Er ist der «Arbeiter», der gelernt hat, die gefährliche Wirklichkeit zu beobachten und zu berechnen, und er ist der «Stoiker», der der Unvorhersehbarkeit des Schicksals seine innere Freiheit entgegensetzt: eine Gelassenheit jenseits von Furcht und Begierde.

Hegels philosophische Herr/Knecht-Parabel macht deutlich, wie eng soziale Verhältnisse, gesellschaftliche Evolution und persönliches Selbstbewusstsein mit verschiedenen Möglichkeiten von Risikoreflexion und -verarbeitung zusammenhängen. Sie demonstriert, dass sich unter diesem Gesichtspunkt nicht nur eine Typologie von Existenzmodi (der furchtlose Krieger, die mutige Unternehmerin, der listenreiche Techniker, der in seinem Selbstbewusstsein Gebrochene, die stoische Unerschütterliche) ausformt, sondern ebenso eine folgerichtige Dialektik von Gesellschaftsstrukturen (feudale Herrschaft, industrielle Zivilisation).

Nachdenken über «Risiko» produziert psychologische wie soziologische Kategorien und Thematiken. Am Studium von Risikobewusstsein und Riskanzverhalten muss darum auch die Gegenwartskritik Interesse haben.

III. Selbst erzeugte Gefahren

Ulrich Beck hat für die Kennzeichnung heutiger, superindustrieller Lebensbedingungen das Stichwort der «Risikogesellschaft» gefunden. Das meint, dass wir in einer Welt zu sein haben, deren Zentralproblem die Beseitigung der von ihr selbst erzeugten Gefahren bildet. Dieselben Faktoren, die zu Ursachen prinzipieller Bedrohung geworden sind – die prometheischen Energien von Wissenschaft, Technik, Wettbewerbsgeist und Veränderungslust –, müssen zu Mächten der Selbstbewahrung werden. Wir sind uns selber in die Hände gefallen. Ob die uns halten können, ist das Experiment, das die Menschheit heute mit sich anstellt.

Man könnte einwenden, das sei schon immer das Problem gewesen: Der Faustkeil sei ebenso Werkzeug wie Mordwaffe; und ökologische Katastrophen lassen sich bekanntlich überall entdecken, wo Zivilisationen ihre Ressourcen nicht nachhaltig zu nutzen gelernt haben.

Das stimmt, neu ist aber die Quantität und Qualität der menschlichen Handlungschancen. Der Unterschied zwischen der Old Economy der Züchtungstechnik und der New Economy der Gentechnik ist eine Differenz ums Ganze, und die gesamte Biosphäre vermochte keine Kultur jemals zu zerstören, wir sind aber ohne Zweifel dazu fähig (wenn wir nicht schon damit begonnen haben).

Die aktuelle Konjunktur des Risikothemas hat also ihre tiefen Gründe. Und es sind noch einige andere zu nennen:

- Je mehr wir können, desto mehr müssen wir entscheiden; Entscheidungen sind aber immer Wetten, keine Prognosen mit Erfolgsgewähr.
- Je mehr wir können, desto mehr wollen wir haben. Zum Beispiel Sicherheit. Und desto genauer registrieren wir die vorhandenen Unsicherheiten.
- Je mehr wir können, desto komplexer werden die Handlungsalternativen und desto unübersichtlicher und entsprechend beunruhigend sind die Wirkungsketten.
- Je mehr «wir» können, desto weniger kann «ich». Und umso grösser muss mein Vertrauen in ein Ganzes sein, dessen ungemütliches Merkmal die ständige Veränderung ist.

Das alles besagt nicht, dass in der gegenwärtigen Zivilisation zu leben, für den einzelnen Menschen besonders gefährlich wäre. Zumindest für die Bewohner der supermodernen Westwelt ist ja (gemessen an den üblichen Sterblichkeitstabellen) das pure Gegenteil der Fall. Es erklärt bloss, warum der Begriff «Risiko» zu Recht zu einem zeitdiagnostischen Titelwort geworden ist.

IV. Risiken versprechen Lust

«No risk, no fun.» Risiken machen nicht allein Angst, sie versprechen auch Lust. Wiederum ein anthropologischer Tatbestand von fundamentaler Tragweite: Was trieb etwa die Wikinger hinaus und hinauf ins kälteste Nordmeer, wenn nicht das Bedürfnis nach gesteigerter Endorphinproduktion im Sturm der Wagnisse – das wahnwitzige Gefühl prekärer Übermenschlichkeit beim Ritt auf Messers Schneide? Der Mensch will immer mehr; er will über sich hinauswachsen. Das Gewohnte wird langweilig und lähmt die Flügel der Abenteurerseele.

Das wäre der zweite, der zeitübergreifende Sinn von «Risikogesellschaft»: nämlich ein anderer Name für Menschheit überhaupt zu sein. In der Konstruktion und Destruktion der jeweils dringenden Risiken erschafft und verwandelt die Menschheit sich immer wieder neu – stets begleitet von der Möglichkeit des Scheiterns. Wir können (zumindest als Gattung) gar nicht anders, als das scheinbar Widersinnige zu probieren, ständig das Gleichgewicht suchend zwischen Horror und Entspannung, «thrill» und «ennui», Tod und Erlösung.

Warum das so ist? Man mag es theologisch erklären, dann erzählt man die Geschichten von Paradies und Sündenfall. Man mag es psychoanalytisch begründen – als Spiel der Seele zwischen Allmachtswunsch und Endlichkeitsbewusstsein. Wieder andere rekurren auf Biologie und Evolution: Das Nervensystem des Homo sapiens sapiens sei nun einmal auf den Wechsel von Erregung und Entspannung programmiert; so muss es permanent die passenden Gelegenheiten finden. Für welche Theorie man sich auch entscheidet, klar ist sicher, dass ohne Lust zum Risiko wir gar nicht wüssten, wie verschiebbar die Wirklichkeit und ihre Grenzen sind. Denn nicht nur das Risiko, jede Realität ist für uns Menschen ein Konstrukt.